



Sarah Tischer

750 Meter Glück

**Raus aus der Finanzwelt
und rein ins Landleben**

8 grad

Sarah Tischer
750 Meter Glück

8 grad

Sarah Tischer

750 Meter Glück

Raus aus der Finanzwelt und
rein ins Landleben

8 grad verlag Freiburg

Inhalt

Für meine Eltern

*Wer vertrauensvoll seinen Träumen folgt und sich bemüht,
nach den eigenen Vorstellungen zu leben,
wird unerwarteten Erfolg haben.*

Henry David Thoreau,
Walden

- 9 Prolog
- 11 Annäherung
 - Die Maklerin 11 Igelsberg 12
 - Erste Besichtigung 13 Von Raum zu Raum 15
 - Cappuccino und Erdbeerkuchen 22
 - Zurück in Zürich 23
- 24 Vier Monate vorher
 - Für kein Geld der Welt 24 Am See 27
 - Was wäre, wenn? 34 Laufen 36
 - Nicht normal? 39 Kündigung 40
- 45 Joe
 - Definiere Erfolg 46 Geld ist Zeit 47
 - Alles Geld der Welt 48
 - Die Geschichte vom Fischer 49
- 51 Orientierung
 - Brettmühlenteich 51 Vom Sinn des Scheiterns jenseits der Komfortzone 55
 - Der schönste Sport der Welt 56
 - Ideen über Ideen 58
 - Die Mär von allen Möglichkeiten 59
 - Weiterarbeiten 60

63 Wendezzeit
Zweite Besichtigung 63 Papas Urteil 67
Und jetzt? 68 Jakobsweg 69
Exkurs: Komplexität und Kontrollverlust 70
Im Großen oder im Kleinen? 73
Goodbye, Schweiz 74

77 Unterwegs
Vorbereitung aufs Pilgern 77 Florence 79
Patrick 80 Fabienne und David 82
Fabienne zwei 84 Le musée d'Albert 88
Elena 90 Annie 92 Bertrand, der Bäcker 94
Saint-Jean-Pied-de-Port, Frankreich 95
Billy 97 Priska 98 Michel 101
Noch mal Michel 105
Oviedo und der Camino Primitivo 110
Santiago de Compostela 113

118 Ankommen
Zurück in Überlingen 118 Erfolg und Scheitern 122 Notartermin 122
Die Wiese 126 Umzugswochenende 128
Die erste Nacht allein 132 Der erste Tag 133
Frauentreff 135 Die Wand aus Pappe 137
Kaffee, Sonne und Staub 138
Der Morgenlauf 140

143 Tausend Meilen
Name eins 143 Ein greifbares Ergebnis 144
Mehr Bezug schaffen 148
Eines nach dem anderen 148
Rushhour im Möbelhaus 149
Die geschuldete Reise 150 Name zwei 151

153 Alles fügt sich
Hanna 153 Die Förderung 156
Beim Käsepapst 159 Brandschutz 162
Das Logo 163 Am Boden 165
Der Gewinn 167 Die ersten Zimmer 169
Der Bauernschrank 171

172 Fliegende Helferwechsel
Sommerurlaub – Teil eins 172 Sommerurlaub – Teil zwei 176 Jonas und Johannes 180
Einfach, aber gut 183 Jonas und Lea 184
Offenes Haus (der Longjog) 186
Tapezierfreuden 188

189 Es klingelt
Hilfe von der Cousine 190

197 Leise Töne
New York 197 Die bösen Banken 205
Zweifel über Zweifel 207
Adventskranzbinden 208 Kontrolle 211
Weihnachtszeit 213 »Guck mal, Sarah, es schneit!« 214 Badewannen im Schnee 217
Schneeflockenzauber 219

221 Entdeckungen
Der fleißige Herr Braun 221 Netzwerken 223
Geburtstag mit den Schulfreundinnen 225
Das grüne und das rote Zimmer 227
Website 229 Ein feierlicher Schaffertag 230
Mein neuer bester Freund, das Nageleisen 234
Schnee im April 235

238 Alte und neue Verbindungen

- Tomatenfragmente** 238 **Verliebt** 240
- Versammelte Mannschaft** 241
- Die Schwarzwälder und der Wald** 244
- Holz vom Bodensee** 245
- Akzentfrei höflich** 248
- Der Malerteufel?** 249 **Allein im Wald** 250

253 Gut versorgt

- Geschirr** 253 **Die Collage** 255
- Erntesegen, Erntefluch** 257 **Eltern** 260
- Dominique** 262 **Alle Jahre wieder: „Sommerurlaub“ in Igelsberg** 268

270 Wachstum

- Kartoffelernte** 270 **Kleeblattaugen** 272
- Herzblut** 272 **Der Reiz des Gärtnerns** 274
- Neue Böden** 277 **Der Job** 278
- Am Kuchenofen** 280

282 Vollendung

- Die ersten Gäste** 282
- Die tätowierte Wand** 285
- Roter Schneeanzug im roten Zimmer** 287
- Wie mutig!** 289 **Bereit** 292
- Tag der offenen Tür** 294
- Träumerin mit Bodenhaftung** 301

Prolog

Vor gut neun Jahren, im Frühjahr 2015, habe ich mein Haus im Schwarzwald gekauft. Wenn ich Gästen oder Bekannten Bilder von damals zeige, muss ich mich selbst darüber wundern, wie ich solch ein renovierungsbedürftiges Gebäude kaufen konnte. Damals dachte ich: Da kann man was draus machen. Ich wusste nicht, was mich erwarten würde, sondern nur, dass ich es machen wollte. Es scheint eine Ewigkeit her zu sein, doch ich erinnere mich lebhaft an die Anfangszeit im Schwarzwald.

Mein Leben ist seitdem extremer denn je verlaufen. Einerseits bereichernd und schön, andererseits kräftezehrend und turbulent. Immer wieder habe ich meine persönlichen Grenzen neu aufgezeigt bekommen.

Rückblickend verlief der Umbau erstaunlich reibungslos. »Du hattest eine unglaubliche Glückssträhne«, betont meine Familie immer wieder. Es stimmt – während der Renovierung gab es keine Katastrophen am Haus, alle sind gesund geblieben, auch die großen Bauprojekte wurden realisiert, und ich konnte im Juni 2017 die Black Forest Lodge eröffnen.

Danach stellte mich die Zeit als Gastgeberin vor ganz neue Herausforderungen. Ich durfte herzliche, interessante und wunderbare Menschen kennenlernen und beherbergen. Die Rückmeldungen und die Dankbarkeit von Gästen sind oft rührend. Ihre Anerkennung erfüllt die anstrengende Arbeit in der Gastronomie und Hotellerie mit Sinn. Allerdings haben mir manche Begegnungen einiges an Nerven abverlangt. Ich kann nur

sagen: Es gibt nichts, was es nicht gibt. Auch sonst muss ich mich als selbstständige Unternehmerin mit vielen unschönen Dingen rumschlagen, es gibt zahlreiche Vorschriften, Auflagen, Verordnungen, Gesetze, Gebühren ...

Im Jahr 2022 änderte sich mein Leben erneut grundlegend: Ich wurde Mutter eines kleinen Sohnes. Und ich habe geheiratet. Mein Nachname änderte sich von Braun zu Tischer. Mittlerweile lebe ich mit meinem Mann und meinem Sohn in Igelsberg. Eine eigene Familie zu haben, hatte ich beim Hauskauf nicht fest geplant. Umso schöner, dass ich es erleben darf. Das Wort »extrem« bekam mit Kind nochmals eine neue Bedeutung, sowohl was das Schöne als auch das Anstrengende angeht.

Trotz mancher Zweifel: Sobald wieder nette Gäste im Haus sind, merke ich, wie sehr ich an meinem Projekt hänge. Und dass ich weitermachen will.

Im Folgenden lesen Sie, wie ich zu meinem Haus im Schwarzwald kam und wie ich es renoviert habe, um es als Black Forest Lodge neu zu eröffnen.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen. Vielleicht darf ich Sie ja demnächst auch einmal bei mir begrüßen.

Ihre
Sarah Tischer

Igelsberg, Sommer 2024

Annäherung

Die Maklerin

September 2014. Am Bahnhof Baiersbronn steige ich aus. Mit mir verlassen mehrere Fahrgäste den Zug. Wie Enten hinter ihrer Mutter zieht eine bunt gekleidete Wandergruppe von dannen. Die anderen Leute fallen weniger auf, auch sie gehen zielstrebig ihrer Wege.

Ich bleibe allein auf dem Bahnsteig zurück, sehe mehr Tannenbäume als Menschen. Das Bahngleis verläuft durchs Tal. Die bewaldeten Hügelketten zu beiden Seiten sind dunkelgrün bis tiefschwarz. Nadelbäume reihen sich aneinander wie eine mit Stecknadeln übersäte Weltkarte.

Ich nehme einen tiefen Atemzug der weltberühmten Schwarzwaldluft.

Rechts oder links? Ich wende mich nach rechts zum Bahnhofsgebäude, einem blassgelb gestrichenen, mit Schindeln verkleideten Häuschen mit türkisfarbenen Fensterläden. Das ganze Bahnhofsareal ist sauber und wirkt herausgeputzt. Fast wie in der Schweiz.

Ich durchquere das Bahnhofsgebäude, trete auf die Straße. Ein schwarzer Mercedes fährt vor. Heraus steigt eine Frau mit langen schwarzen Haaren, die ein Windzug schweben lässt. Sie mag älter sein, als sie aussieht. Der schwarzen Blazer, die grüne Bluse darunter und die schwarze Hose sehen elegant aus. In ihren zehn Zentimeter hohen Sandalen kommt sie mit großen Schritten auf mich zu. Schon jetzt bewundere ich diese Frau

für ihre Selbstsicherheit. Sie lächelt und streckt mir die Hand entgegen:

»Frau Braun? Guten Morgen, Othman mein Name. Hatten Sie eine gute Fahrt?«

»Ja, es hat alles wunderbar geklappt. Vielen Dank, dass Sie mich abholen.«

»Am besten machen wir uns gleich auf den Weg. Die Eberhardts sind sicher pünktlich. Kommen Sie, steigen Sie ein.«

Ich setze mich auf den Beifahrersitz aus schwarzem Leder. Von innen wirkt das Auto so nobel wie von außen.

Die Maklerin lenkt eine Serpentinestraße den Berg hinauf. Sie erzählt, dass das Objekt viel Potenzial habe. Jedoch müsse man für die Renovierung mindestens nochmals so viel wie den Kaufpreis investieren.

Igelsberg

Den Ort habe ich gegoogelt. Igelsberg ist eine Gemeinde mit zweihundertfünfzig Einwohnern, auf siebenhundertfünfzig Meter Meereshöhe gelegen. Sie gehört offiziell zum gut zehn Kilometer entfernten Freudenstadt.

Igelsberg klingt niedlich. Wie in einem Zeichentrickfilm sehe ich eine Schar kugeliger Tierchen im Igelmarsch einen Berg hinaufsteigen. Zacken bilden den Umriss des braunen Fells. Die Nase ist ein roter Punkt und der Mund ein U.

Und bei Freudenstadt steckt das Vergnügen schon im Namen. Igelsberg-Freudenstadt. Eine unschlagbare Wortkombination für einen Wohnort. Und für ein Ferienziel!

Nach knapp zehn Minuten Fahrt biegt Frau Othman schwungvoll rechts ab. Auf dem Straßenschild steht Igelsberg. Wir folgen einer leicht abschüssigen Straße ohne Mittelstreifen.

Eine Arbeitskollegin hat mich gewarnt: »Schwarzwald? Da hat's doch nur so dunkle Täler, wo die Sonne nie hinkommt.«

Als würde sie das Gegenteil beweisen wollen, leuchtet die Sonne hell auf Igelsberg. Links säumt eine Reihe Obstbäume den Weg. Tannenwald rahmt das von Wiesen und Feldern umgebene Dorf ein.

Grasgrün, Tannengrün und Herbstblau – Farben klar wie in einem Malkasten.

Ich sehe lang gezogene Dachflächen, ziegelrot in allen Altersklassen. Den gelb getünchten Kirchturm mit dem Spitzdach erkenne ich sofort von Bildern wieder. Direkt nach dem Ortsschild eine geschnitzte Holztafel: »Grüß Gott in Igelsberg«. Im Steintrog darunter blühen Herbstblumen.

Die meisten Häuser sind stattliche Schwarzwaldhöfe. Das Hotel in der Ortsmitte übertrifft sie noch an Größe.

Und da, neben dem Hotel, steht es: das Haus, dessen Bilder ich stundenlang im Internet angesehen habe.

Erste Besichtigung

Auf einer knallroten Bank vor einem der beiden Garagentore sitzen eine Frau und ein Mann in der Sonne. Sie blicken geradeaus auf die Hauptstraße, die einen guten Meter vor ihrer Nase beginnt.

Frau Othman parkt den Mercedes auf dem breiten Gehsteig gegenüber dem Haus. Wir steigen aus.

Die Eberhardts erheben sich synchron von ihrer Bank. Das Ehepaar scheint in allem eine perfekte Einheit zu bilden: Beide sind zierlich, sie tragen ordentliche und zugleich praktische Kleidung. Sie lächeln.

»Willkommen in Igelsberg!«, begrüßt mich zunächst Frau Eberhardt und gibt mir vorsichtig die Hand. »In diesem Haus bin ich groß geworden. Später bin ich zu meinem Mann in den Nachbarort gezogen. Meine Mutter hat in dem Haus gewohnt, bis sie vor zwei Jahren im hohen Alter verstorben ist.«

Ich schaue an der Frontseite des Hauses entlang. Der Rost hat Löcher ins Blech der Garagentore gefressen. Links von den Toren befindet sich eine niedrige Stalltür. Noch weiter links folgt ein hohes Scheunentor. Anscheinend haben hier Tiere und Menschen unter einem Dach gelebt. Auf der Straßenseite gegenüber verrät eine rechteckige Mauerruine, wo der Misthaufen war.

Ich schaue an der Hauswand hinauf.

Das Gebäude muss mindestens vier Stockwerke hoch sein. In den oberen beiden zieht sich jeweils ein Balkon entlang der Fassade. Man sieht den Brettern an, dass sie von Schneemassen bis zu beißenden Sonnenstrahlen viel erlebt haben. Die dunkelbraune Farbe blättert ab, die Geländer sind rostig. Hier wartet Arbeit. Viel Arbeit.

Ich habe noch nie etwas umgebaut, gestrichen, geschraubt oder tapeziert. Genauer kann ich die Lage daher nicht einschätzen.

Das mit Holzschindeln verkleidete Haus mit seinen Brauntönen wirkt bodenständig. »Mich kann so schnell nichts umhauen«, scheint es zu sagen. »Ich habe einigen Stürmen standgehalten. Mein Fachwerk wird noch lange halten!« Kann ich hier meine Träume verwirklichen?

Der Eingang ist auf der rechten Seite des Gebäudes. Frau Eberhardt schließt auf und betritt das Haus. Wir folgen ihr durch den schmalen Gang. Die Wände sind bis zur Brusthöhe mit hellbeigen Solnhofener Platten gefliest. Eine Treppe führt in den ersten Stock hinauf. Den Flur dort mit dem braun-gelb geblümten Teppichboden kenne ich von der Immobilienanzeige. Die zwanzig Bilder habe ich unzählige Male durchgeklickt. Eine Waschschüssel und ein weißer Porzellankrug stehen dekorativ auf einem Holztisch.

Frau Eberhardt führt uns durch ihr Elternhaus und öffnet die gelbstichige Kassettentüre zur Küche. Ein alter, mit Holz zu befeuernder Herd dominiert den Raum. Auf der gusseisernen Oberfläche zwei Herdplatten mit herausnehmbaren Ringen.

»Mit diesem Ofen hat meine Mutter früher für uns gekocht und gebacken.« Frau Eberhardt öffnet das Backrohr. Ich sehe in der Küche keinen elektrischen Herd oder Backofen.

»Wissen Sie, was das ist?« Herr Eberhardt deutet auf das längliche Gefäß mit Deckel, das in die Herdoberfläche integriert ist. Ich schüttle den Kopf.

»Ein Schiffler! Das kenne ich auch noch«, sagt Frau Othman. »Darin wurde Wasser warm gemacht und warm gehalten.«

Der Wasserkocher neben dem Herd ist mir vertrauter.

Ich erkenne den orange geblümten Vorhang wieder, der das Fenster über der Spüle rahmt. Daneben das merkwürdig platzierte Handwaschbecken, das ich eher in einem Badezimmer verorten würde. Gegenüber dem Herd steht ein Küchentisch mit brauner Linoleumplatte und einer hölzernen Schublade. Um den Tisch herum vier Hocker. Ich bewundere die Küchenutensilien auf dem Tisch: die Gugelhupfform aus Ton, die mechanische Balkenwaage und die Springerleform mit den kunstvoll geschnitzten Motiven (der Fleischwolf interessiert mich als Vegetarierin nicht). Offenbar will man bei potenziellen Hauskäufern nostalgische Gefühle wecken. Bei mir funktioniert es: Vor mir sehe ich, wie Mutter Eberhardt – in meiner Vorstellung eine zierliche Frau in einer geblümten Küchenschürze – einen Gugelhupf aus dem Holzofen holt. Den wunderbaren Duft können die Gäste auf dem ganzen Stockwerk riechen.

Von Raum zu Raum

Der Raum daneben ist rechteckig und klein. Eine Sitzgruppe mit samtgrauen Polsterbezügen füllt ihn nahezu aus.

»Das war die Stube meiner Mutter. Hier durften keine Gäste rein. Als sie nicht mehr so viel körperlich arbeiten konnte, saß sie oft hier und hat ferngesehen.«

Ich sehe keinen Fernseher, drehe mich um. Zwei Augen blitzen mich an. Was ist das? Ein ausgestopftes Tier. Ein Marder? Daneben an der Wand hängen zwei Tierschädel mit Geweih. In Einrichtungskatalogen sieht man Geweih gerade überall: moderner Landhausstil. Ausgestopfte Tiere fallen, glaube ich, nicht in diese Kategorie.

Die Tür zum nächsten Raum steht offen.

»Wenn Sie weitergehen, gelangen Sie in das Zimmer, in dem meine Mutter den Gästen Frühstück serviert hat. Meine Mutter hat den Pensionsbetrieb auch noch im Rentenalter mit großer Leidenschaft geführt. Gegen Ende kamen vor allem Monteure bei ihr unter. Ganz zum Schluss war nur noch einer regelmäßig da, der sich selbst versorgt hat.«

Nacheinander betreten wir den weitläufigen Frühstücksraum. Auf dem Linoleumboden liegen zwei Teppiche mit braun-gelb-beigem Muster. Die Ecke eines Teppichs ist umgeschlagen. Der Unterschied wird deutlich: Der nicht vom Teppich bedeckte Boden ist von einer schwarzen Schicht überzogen. Kein Staub, sondern festsitzender Schmutz. Die Patina von vielen Gästen.

Auf den Teppichen stehen Holztische und Stühle mit grauem Polster. Die Tische sind gedeckt. Als wäre man zu einer gediegenen Kaffeetafel eingeladen: geblümte Tassen und Teller mit Goldrand, zwei passende Kaffeekannen. Nur der frisch gebackene Gugelhupf aus dem alten Ofen fehlt.

Auf einer Art Servierwagen liegt ein beiges Telefon mit Wählscheibe. Daneben das Telefonersofa aus braunem Leder.

Die Wände erinnern an ein Kunstmuseum: ein gestickter Blumenstrauß, eine gestickte Schneelandschaft und eine gestickte Schwanenfamilie. Drei bemalte, aneinandergekettete Teller. Ein riesiges Geweih. Eine gemalte Berglandschaft. Eine Schnitzerei aus fast schwarzem Holz. Das Porträt eines Papageis über der Tür. Gefolgt von dem eines Rehs. Und noch eine Landschaftsmalerei. Alles in einem Raum.

Die marmorierte Tapete glitzert silbrig im Sonnenlicht. Durch die Spitzengardinen der breiten Fensterfront flutet Licht in den Raum. Vorsichtig schiebe ich mit den Fingern ein Stück der Spitzengardine beiseite: Da ist der Kirchturm. Eine kleine Straße führt zur Kirche hinauf, links steht ein geschmackvolles Einfamilienhaus. Mit den ockerfarbenen Übergardinen kann man den Raum wahrscheinlich ganz abdunkeln. Oder all den Stoff entfernen, die Fenster putzen und den Ausblick genießen.

Ich schaue um die Ecke: »Wow, ein Klavier!«

»Meine Mutter hat Klavier gespielt, gerade in späteren Jahren wieder mehr.«

»Darf ich?« Es ist lange her, seit meine Finger die Tasten eines Klaviers berührt haben. In meinen Ohren klingt das Musikinstrument nicht verstimmt.

»Wir haben unsere Kinder und Enkel gefragt, niemand wollte das Klavier haben. Also bleibt es hier«, sagt Frau Eberhardt.

Wenn ich das Haus kaufen würde, würde ich ein Klavier mitkaufen.

Der nächste Raum: dunkle Holzmöbel, alle im gleichen Stil. Doppelbett, Kleiderschrank, Waschtisch und Schreibtisch. Auf dem Schreibtisch ein Bogen vergilbtes Briefpapier. Oben links steht in Schreibschrift der Absender.

»Pension Schatz also?«, frage ich.

»Ja, das war der Nachname meiner Mutter«, sagt Frau Eberhardt.

»Ein schöner Nachname – und ein schöner Name für eine Pension.«

Frau Eberhardt lächelt. »Wir sind hier im Schlafzimmer meiner Mutter.« Vom Frühstücksraum ins Schlafzimmer, das klingt nach eingeschränkter Privatsphäre. Über die Raumaufteilung könnte man sich Gedanken machen.

Wir verlassen den Raum durch die zweite Tür, stehen wieder auf dem braun-gelb geblümten Teppichboden, diesmal am anderen Ende des Flurs.

Vor uns ist eine weitere Holztür mit Milchglasfenstern und silbrig glänzendem Griff. Frau Eberhardt öffnet sie. Ich sehe hinein. Im türkis gekachelten Raum steht eine große Badewanne. Das Bad. Aber wo ist die Dusche? Die Toilette? Das Waschbecken? Ich betrete den Raum, drehe mich einmal im Kreis.

Gibt es alles nicht. Dafür steht in einer Ecke ein rechteckiger Backofen. Auf einer Waschmaschine liegen Backformen. In der Küche war wohl kein Platz für einen elektrischen Ofen, also kam er ins Badezimmer. Das fehlende Handwaschbecken dort erklärt das Becken in der Küche.

Hinter der Tür verlaufen Rohre in und aus verschiedenen Richtungen.

Und wieder stehen wir auf dem braun-gelb geblümten Teppich. Herr Eberhardt öffnet die Tür neben der Badezimmertür. In dem schluchtartigen Raum steht ein massives Küchenbuffet mit vielen Schubladen und Türen, hellgelb lackiert. Ein Schmuckstück. Zwei Schlüssel ragen aus den oberen

Buffetturen. In die mittlere ist ein Glasfenster eingebaut. Auf dem Regalboden dahinter liegt eine Box mit Christbaumkugeln. Was hier drin wohl noch verstaut ist?

An den Schlauchraum schließen sich zwei etwas heruntergekommene Hauswirtschaftsräume an. Hinter der nächsten Tür auf dem Flur ist eine Toilette. Hat Frau Schatz sich diese mit den Gästen geteilt? Ich habe keine weitere Toilette auf diesem Stockwerk gesehen.

Wir durchschreiten zwei weitere Räume.

Herr Eberhardt zeigt auf eine Tür: »Die hier war einmal eine Außentür. In den Sechzigerjahren wurde der Schwarzwald bei Kurgästen populär. Deshalb wurde auch bei uns angebaut. So sind diese zusätzlichen Räume entstanden, und die Außentür war keine Außentür mehr.«

Er öffnet die Tür. Ich erkenne die Solnhofener Platten aus dem Flur. Man kann also im Kreis durch die letzten drei Räume und über den Flur zurückgehen. Dieses Haus ist ein Labyrinth.

Der Raum ist ungewöhnlich – nicht nur wegen der vielen Türen und Fenster. Zwei Treppenstufen führen zu einer Art Mini-Empore, dunkelgrau gefliest. Links hängt ein smaragdgrüner Vorhang wie auf einer Theaterbühne. Daneben ist ein Sprossenfenster aus Holz mit Spitzengardine. Über dem Fensterrahmen verläuft ein Rohr. Weitere kleine Rohre kommen aus der Decke, in die sie nach einem Meter wieder verschwinden.

An der Empore gibt es kein Geländer. Stattdessen hat man eine Sitzgruppe vor die Treppenstufen gestellt. Ob in diesem kuriosen Raum Gäste saßen? In der Mitte des Raums fällt mir ein Tisch mit gemaserter Platte aus walnussfarbenem Holz auf. Die Einkerbungen wirken nicht schäbig – sie erzählen die Geschichte dieses Möbelstücks, wie Lachfalten. Vier elegant geschwungene O-Beine tragen die Tischplatte. Dieser Tisch ist ein echtes Unikat.

»Gehen wir nach draußen«, sagt Frau Eberhardt. Frau Othman öffnet die schwere Holztür inmitten der Wand aus Glasbausteinen.

Ich atme frische Luft ein. Vor meinen Augen zieht sich eine Rasenfläche das leicht ansteigende Grundstück hinauf. So viel Garten! Es könnte meiner sein.

Dort, wo der Rasen endet, zeichnet sich der rostrote Zaun des Gemüsegartens ab. Ich kenne ihn vom Foto aus der Immobilienanzeige.

»Darf ich mir den Gemüsegarten anschauen?«, frage ich.

»Ja, klar«, sagen alle drei gleichzeitig.

Wir marschieren über die lang gezogene Rasenfläche zu dem Viereck.

O ja, hier könnte ich mit dem Gärtnern beginnen. In den Beeten hacken, mein eigenes Gemüse ernten und damit kochen ...

Diesen Traum teile ich mit einigen meiner Freunde aus der Stadt. Unverhältnismäßig oft drehen sich unsere Gespräche ums Gärtnern. Dabei stellen wir lediglich unsere Stadtbalkone voll: Tomatentöpfe, Kräutertöpfe und Pepperonitöpfe reihen sich auf kleinster Fläche aneinander. Dazwischen eine Hortensie oder ein Lavendelstöckchen. Ich habe dieses Jahr einen Balkonkohlrabi großgezogen.

Wir gehen zurück ins Haus.

Die Eindrücke erschlagen mich. Und dabei habe ich die beiden oberen Etagen mit den Gästzimmern noch gar nicht gesehen. Nacheinander steigen wir die Treppe hinauf. Meine Finger streifen den goldfarbenen Handlauf des schwarzen Messinggeländers. Die Schuhsohlen quietschen auf dem hellbraunen PVC-Boden.

So viele offene Türen, so viele Räume! Gewissenhaft schreiten wir Zimmer für Zimmer ab. Es ist ähnlich wie unten: Hier ist die Zeit stehen geblieben. Irgendwann in den Sechzigerjahren. Da war ich noch gar nicht auf der Welt.

Die Wände sind alles außer weiß: Gemusterte, gelbäumte oder naturfarbene Tapeten überziehen die Wände. Kastenförmige Betten mit den passenden Nachttischen und Kleiderschränken aus hellem Schleiflack dominieren die Zimmer.

In vielen Gästzimmern steht ein Polstersofa. Oder ein Polstersessel. Vorwiegend Gelb-, Orange- und Rottöne. Daneben

einfache Beistelltische mit weißen Platten und Alufüßen. Bunte Plastikmüllbeimer. Deckenlampen aus Glas. Ein Lampenschirm trägt einen Rock mit pink-weißen Kreisen.

Alle Betten sehen aus wie frisch gemacht. Seltsam, aus den meisten Deckenbezügen ist eine große Raute ausgeschnitten. Darunter erkenne ich das Blumenmuster der Bettdecke.

Diese Muster und Farben waren mal modern. Unglaublich, wie schnell sich Moden ändern.

Zwischen all den Möbeln schöne Einzelstücke: zum Beispiel die eckigen Nachtkästen. Neu angestrichen wären sie richtig niedlich. Oder die beiden schwarzen Ohrensessel, die gerade angesagt sind. Manche Moden kommen wieder.

Ein goldfarben eingerahmter Nierentisch. Zwei massive Echtholzschränke mit geschwungenen Beinen. Der ein oder andere Holzstuhl mit geschwungener Lehne. Am liebsten würde ich einen der Stühle sofort himmelblau streichen.

Sechs Gästezimmer zähle ich auf dem ersten Stockwerk, alle groß und sonnenlichtdurchflutet. Es gibt ein Badezimmer mit azurblauen Kacheln, klassisch ausgestattet mit Duschbadewanne, Waschbecken und Toilette – anders als das Bad unten. Immerhin. Allerdings ist es das einzige richtige Badezimmer auf dieser Etage. Ansonsten gibt es nur drei kleine Duschräume in kuriosen Farben. Bevor man hier Gäste empfängt, wären mehr und neuere Sanitäranlagen notwendig.

Eine gerade Treppe führt in den zweiten Stock hinauf. Noch mehr Zimmertüren! Ich gehe in das erste Zimmer links, öffne die Balkontür und trete hinaus. Hier ist es wärmer als im Haus. Was für ein Ausblick auf Wiesen und Felder bis zum Waldrand!

»Hier oben ist es am schönsten. An Ihrer Stelle würde ich auf diesem Stockwerk ein paar Räume selbst nutzen«, meint Herr Eberhardt.

»Aber dann habe ich gar keine Küche! Die ist doch unten.«

»Das ist doch egal.«

Details. Ich habe mich noch nicht entschieden, das Haus zu kaufen. Auch in dieser Etage schreiten wir Zimmer um Zimmer ab.

»Lassen Sie uns noch in den Keller gehen«, sagt Frau Othman.

Eigentlich bin ich nicht mehr aufnahmefähig.

Drei Etagen tiefer: Quietschend öffnet sich eine Stahltür. Vor mir ein großer oranger Kasten.

»Hier wird mit Öl geheizt. Die Tanks sind nebenan.«

»Funktioniert denn die Heizung?« Während ich die Frage ausspreche, komme ich mir naiv vor. Eine bessere ist mir nicht eingefallen.

»Im Winter haben wir das Haus ein wenig beheizt, damit die Leitungen nicht einfrieren. Da ist sie einwandfrei gelaufen«, sagt Herr Eberhardt.

Dann stehen wir im gewaltigen Heuschober. Mittendrin ein rotes Stahlgestell, das sich über alle Stockwerke bis unters Dach zieht. Strohreste liegen auf dem Boden.

»Das Haus ist aber schon in einem guten Zustand?«, frage ich.

Herr Eberhardt lächelt. »Diese Balken stürzen in den nächsten zweihundert Jahren nicht ein.«

Wieder so eine intelligente Frage von mir. Am besten frage ich nichts mehr. Mein Vater sollte sich dieses Haus ansehen.

»Nun den Kopf einziehen«, sagt Herr Eberhardt. Ich ducke mich mit meinen knapp ein Meter siebzig unter dem Steinbogen einer niedrigen Tür.

Der Raum dahinter ist ebenfalls sehr niedrig. Der Boden aus Beton. Eisengitter und Futtertröge sind zu sehen. Der Stall!

»Meine Mutter hatte bis vor ein paar Jahren noch Kühe«, sagt Frau Eberhardt.

Auf den Stall folgt die Garage. Viele Geräte, viel Werkzeug. Ein kleiner Ofen.

»Erzählen Sie Frau Braun von diesem besonderen Raum«, sagt Frau Othman.

»Hier haben sich die Leute vom Ort nach Feierabend auf ein Bier getroffen«, sagt Frau Eberhardt. Ich sehe Männer in Latzhosen und Karohemden mit einer Flasche Bier in der Hand vor dem Ofenfeuer sitzen. Dieses Haus steckt voller Geschichten.

Wir sind wieder im Eingangsflur mit den Solnhofener Platten. Bitte keine weiteren Räume mehr! Frau Eberhardt steuert die Haustür an. Zum Glück.

Wir waren mehr als zwei Stunden in dem Haus. Ich bedanke mich für die Führung, verabschiede mich und lasse mich auf den Ledersitz des schwarzen Makler-Mercedes fallen.

Cappuccino und Erdbeerkuchen

Felder und Wiesen ziehen vor dem Autofenster vorbei. Es folgt die Serpentinestraße durch den Wald zurück ins Tal.

»Der Preis ist verhandelbar. Die Eberhardts fanden Sie sympathisch. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie fünftausend Euro runtergehen.«

Das Geld, das ich in der Schweiz angespart habe, würde dann gerade reichen, um das Haus zu kaufen.

Kurz vor dem Bahnhof fragt Frau Othman: »Haben Sie noch Zeit für einen Kaffee?«

Wir fahren zur Sankenbach-Lodge. Frau Othman stellt mich dem Besitzer des Tourenanbieters für Fun- und Trendsportarten vor: »Diese mutige junge Frau überlegt sich, in der Nähe ein Haus zu kaufen.«

So mutig komme ich mir gerade nicht vor. Sein Café ist leider voll.

Wir weichen ins Bäckerei-Café gegenüber dem Bahnhof aus, bestellen Cappuccino und Erdbeerkuchen.

»Der Schwarzwald ist einfach schön. Hier ist meine Heimat, und ich bin gerne hierher zurückgekommen, nachdem ich längere Zeit in der Großstadt gelebt habe. Vor einigen Jahren habe ich mir in der Nähe selbst ein Anwesen gekauft. Ein bisschen gleicht es dem Haus der Eberhardts, es war auch einmal eine Pension. Mein Sohn würde dort am liebsten einmal eine Unterkunft für Radfahrer eröffnen«, erzählt Frau Othman.

Sie sticht mit der Gabel ein Stück Kuchen ab.

»Ich finde Sie wirklich sehr mutig. Und konsequent, dass Sie bereits gekündigt haben. Richtig so! Jetzt sind Sie jung und haben Energie.«

Frau Othman ist eine unabhängige Frau. Eine Unternehmerin. Ein Vorbild.

Sie versteht mich. Sie ermutigt mich.

Sie ist ehrlich. Drängt mich nicht.

So viele Eindrücke. Heute muss ich mich noch nicht entscheiden, ob ich das Haus kaufen will.

Zurück in Zürich

Am nächsten Tag berichte ich meinen Eltern am Telefon von dem Haus. Es ist Sonntag.

»Papa, das Haus ist alt und groß, und es muss was gemacht werden. Aber es ist viel kleiner als die Baustelle bei Dresden. Ich kann mir ernsthaft vorstellen, da was draus zu machen. Würdest du das Haus zusammen mit mir ansehen?«

Nach einer unruhigen Nacht vereinbare ich mit Frau Othman einen zweiten Besichtigstermin.

Wieder und wieder klicke ich mich durch die Bilder, die mir Frau Othman zugeschickt hat. Ich bin hin- und hergerissen.

Vier Monate vorher

Für kein Geld der Welt

Mai 2014. Ich starre auf den Bildschirm. Die Zahlen werden bedeutungslos.

Was mache ich hier?

Seit knapp zwei Jahren arbeite ich in einer Rückversicherung. Ich bin in der Abteilung, in die ich wollte. Aber was in den letzten Wochen passiert ist, hat mich verstört.

Ich absolviere ein Traineeprogramm, bei dem ich alle neun Monate die Abteilung wechsle. Danach werde ich Underwriter. Rückversicherer versichern Versicherungen, diese sind die Kunden. Es geht darum, welches Risiko der Rückversicherer dem Kunden zu welchem Preis abnimmt. Der Underwriter verhandelt und unterschreibt danach für die Rückversicherung den Vertrag, daher der Name.

In der ersten Abteilung des Traineeprogramms war ich glücklich. Die »Abteilung« war: mein Chef und ich. Ein sympathischer und lockerer Mensch, der mir schnell viele Freiheiten einräumte. Er merkte, welche Tätigkeiten ich ohne seine Hilfe erledigen konnte, und ließ mich machen. Der gesunde Menschenverstand war Grundlage all seiner Entscheidungen.

Nach einem Vorgesetzten-Trauma im vorherigen Job in der Wirtschaftsprüfung war ich selig.

Mein Chef schätzte meine Arbeit. Er bot mir an, nach dem Programm in seine Abteilung zurückzukehren, sodass ich einen neuen Bereich selbst aufbauen könnte. Das klang

unternehmerisch. Perfekt. Das wollte ich. Auch die Geschäftsleitung wusste das.

Der Wechsel in die größte Abteilung stand nach zehn Monaten an. Ich ging ungern. Mehr Leute, mehr Organisation. Zwei Chefs, Nummer zwei und drei im Unternehmen. Die anfänglichen, teils bewusst gestellten Herausforderungen meiner Chefs meisterte ich. Bald hatte ich das Vertrauen von beiden. Ihre Anerkennung tat mir ebenfalls gut.

Ich dachte, die dritte und letzte Station des Traineeprogramms stände fest. Fast alle dachten das.

Plötzlich Getuschel. Geheimnisse. Gerüchte. Was war los?

Nach einer Woche klärte mich Chef Nummer zwei auf: In der Abteilung gebe es eine freie Stelle. Sofern ich mich bewerben wolle und den Job bekäme, würde man mich direkt befördern. Andernfalls ... alles unklar. Selbst die dritte Station des Programms.

Meine Traineekollegen waren ebenso verwirrt wie ich, wir schlossen uns zusammen und holten den Leiter einer anderen Abteilung ins Boot. Er arbeitete seit Jahren im Unternehmen und hatte gute Beziehungen zur Firmenzentrale in London. Er klärte alles auf: Chef Nummer zwei wollte mich in seiner Abteilung behalten. Anstatt mir ein Angebot zu machen, spielte er mich gegen einen Traineekollegen aus: Wir sollten uns beide auf die Stelle bewerben, er hätte gerne zugesehen, wie wir konkurrierten. Zudem brachte er mich in eine Bittstellerposition.

Doch wir ließen uns nicht gegeneinander ausspielen. Der andere Abteilungsleiter regelte die Dinge schnell. Ich bewarb mich nicht auf den Job und wechselte nach diesem Intermezzo in die dritte Traineeestation.

Da sitze ich nun.

Ob ich zu meinem ersten Chef zurückkehren und etwas aufbauen darf, steht in den Sternen. Chef Nummer zwei fühlt sich von mir verraten. Wird er sich noch rächen? Er hat eine enge Verbindung zur Zürcher Firmenleitung ...

Die Zahlen auf dem Bildschirm verschwimmen vor meinen Augen. Will ich überhaupt in der Banken- und Versicherungsbranche arbeiten?

Warum habe ich mich das vorher nie gefragt?

Zunächst war ich begeistert von der Rückversicherungswelt, die ich entdecken wollte. Mein Profil ist wie geschaffen für diese Branche: Fremdsprachenkenntnisse, souveräner Kundenumgang, und die analytischen Fähigkeiten einer Wirtschaftswissenschaftlerin bringe ich mit.

Ich war angetan von der positiven Stimmung in der Firma. Von den netten Kollegen. Vom Fitnessstudio im Keller. Vom Büro mit Seeblick. Von der Karriereperspektive.

Ich wollte verstehen, was hier passiert und wie die Dinge laufen.

Ich wollte vorankommen. Mich hocharbeiten. Zeigen, dass ich das kann.

Aber was mache ich eigentlich genau? Die Zahlen auf dem Bildschirm werden wieder schärfer. Eine Excel-Tabelle mit Schadenprofil. Im nächsten Tabellenblatt das Einnahmenprofil.

Je nachdem, wie ich zusammen mit meinem Chef die Parameter justiere, spuckt das Modell eine Zahl aus, die sagt, wie »risikoadäquat« der Vertrag ist.

Letztlich irrelevant.

Man kann die Daten noch dem Aktuar für eine Spezialmodellierung geben. Nach mehreren Stunden Arbeit kommt dabei wahrscheinlich heraus, dass es kompliziert ist. Dass es mit dieser Datengrundlage schwer wird, dem Underwriter eine Entscheidungsempfehlung zu geben.

Mein Chef muss tun, was alle Vorgesetzten hier tun: Prämien einholen. Geld. Hoffen, dass es keine Schäden gibt. Auch nicht in den Verträgen der letzten Jahre, die die Underwriter unterzeichnet haben. Sie sind unter Druck. Immer.

Ob es um Versicherungen für Waffengeschäfte oder Tierfelle geht: Sie tun es alle. Sie steigen in die Geschäfte ein. Sie wissen, was die Kollegen tun. Irgendwo muss das Geld für das Gehalt und den Bonus herkommen.

Sie gehen lediglich unterschiedlich damit um. Der eine ist skrupellos ehrlich. Der andere hadert und macht manchen Deal mit schlechtem Gewissen.

Ich bin ein Teil des Ganzen.

Plötzlich ist meine Motivation verschwunden. Als hätte man einen Schalter umgelegt. Den Motivationsschalter, der seit der Intrige ohnehin einen Wackelkontakt hatte. Jetzt wurde er umgelegt. Zack. Aus. Dunkel.

Laut Vertrag eine Zweiundvierzig-Stunden-Woche. Kein Gehalt der Welt rechtfertigt, dass ich mich zweiundvierzig Stunden pro Woche in meiner Freiheit einschränken lasse, um das zu tun, was ich gerade tue.

Am See

Abends spaziere ich entlang des Seeufers von der Firma zum Bahnhof Stadelhofen. Vor dort aus bringt mich die S-Bahn in wenigen Minuten zum Bahnhof Oerlikon. Ganz in der Nähe wohne ich.

Die Pumps habe ich durch schwarze Ballerinas ausgetauscht, das klassische schwarze Etuikleid trage ich noch immer, die Sonnenbrille steckt in den Haaren. Über der linken Schulter die Handtasche, in der rechten Hand die Sporttasche.

Die Abendsonne strahlt mich von der Seite an, während ich durch die Platanenallee gehe. Menschen sitzen auf den Bänken, Mauern und Treppenstufen am Utoquai. Manche sind allein, blicken auf den See. Andere sind zu zweit unterwegs, als Familie oder in kleinen Gruppen. Neben Schwizerdütsch, Hochdeutsch und Englisch erreichen auch andere Sprachen mein Ohr, die ich nicht genau zuordnen kann.

Kinder auf Rollern, Schüler, Studenten, Geschäftsleute in Anzügen, edel und leger gekleidete Rentner, Mütter mit Kinderwagen, Touristen mit Fotoapparaten. Sie alle genießen den sonnigen Abend. Viele mit Eis oder einem Getränk. Für einen Maiabend ist es sehr warm.

Die Farbe des Wassers ist jeden Tag anders, heute ist sie blau wie der Himmel.

Einen schöneren Arbeitsweg kann ich mir nicht vorstellen.
Ich spaziere an der Oper vorbei, über den Sechselütenplatz.
Am Bellevue rattern und klingeln die Trams.

Die Abendstimmung ist beruhigend. Ich steige am Bahnhof Stadelhofen noch nicht in die S-Bahn, gehe weiter.

An der Limmatbrücke fließt die Limmat in den Zürisee.
Rechts abbiegen und entlang der Limmat und durch das Niederdorf? Oder entlang der Bahnhofstraße?

Bahnhofstraße. Ich überquere die Limmatbrücke, spurete kurz vor einem Tram über die Straße und biege auf Höhe des Bürkliplatzes rechts ab. Einmal bin ich mit dem Absatz meines Schuhs in einem Gleis stecken geblieben. Es kam jedoch gerade kein Tram und ich hatte genug Zeit, den Schuh zu befreien. Also nicht ganz so spektakulär wie im Film. An die Szene muss ich jedes Mal denken, wenn ich kurz vor einem Tram über die Straße husche.

In der weltbekannten Einkaufsstraße wechseln sich Luxusboutiquen mit Standard-Bekleidungsketten ab. Beides interessiert mich wenig. Am spannendsten sind die Schaufenster der Schokoladengeschäfte mit Luxembürgerli, Pralinen und riesigen Bruchschokoladestücken in der Auslage.

Dennoch finde ich die Bahnhofstraße schön: Die imposanten Häuser aus hellem Stein sorgen für ein homogenes Straßenbild. Die Mauern engen nicht ein, sie schenken Geborgenheit. Die regelmäßig durch die gerade Straße tuckernden Trams sorgen für Gemütlichkeit.

Beim Zürcher Silvesterlauf läuft man vier Schleifen durch die Innenstadt, vier Mal durch die Bahnhofstraße. Beim Lauf im vergangenen Dezember lief ich meine Zehn-Kilometer-Bestzeit von knapp unter fünfundvierzig Minuten. Trotz Abschnitten mit Kopfsteinpflaster und einem Hügel. Schöne Erinnerungen. Wenn man im Dezember unter der Weihnachtsbeleuchtung steht, finde ich die Bahnhofstraße am allerschönsten. Die Lichtlein leuchten wie tausend nahe Sterne am Himmel, wenn man aufblickt.

Ich nähere mich dem Hauptbahnhof. Acht Minuten S-Bahn oder fünfundzwanzig Minuten Tram? Ich bin in Tram-

Stimmung. Am Central steige ich ins Tram, das mich mit einigen Zwischenstopps in Richtung Oerlikon fährt. In Zürich ist man »im« Tram, während man in München »in der« Tram ist.

Die Feierabend-Rushhour ist vorbei. Ich nehme Platz, stelle die Sporttasche zwischen die Beine, sehe nach draußen und lasse die Gedanken laufen.

Luxusartikel haben mich nie interessiert. Ich bezweifle, dass sich das für mich mit einem höheren Einkommen ändern würde. Natürlich genieße ich es, mir von meinem Gehalt kaufen zu können, was ich möchte und brauche. Bei Lebensmitteln, Laufausrüstung und Büchern gönne ich mir, was mir gefällt. Gleichzeitig spare ich einen ordentlichen Teil des Gehalts an. Mühelos.

Sorgenfrei zu leben ist schön.

Reich zu werden und einen exklusiven Lebensstil zu pflegen – das hat mich nie gereizt. Es war die Karriere.

Seit ich am Sinn meiner Arbeit zweifle, sind die Karriereambitionen weg. Dadurch ist mir klar geworden, was mich angetrieben hat. Ich wollte als Frau in der Wirtschaftswelt weiterkommen, den Männern da oben zeigen, dass ich es kann. Ich wollte etwas verändern.

Das war schon in der Schule so. Die letzten Jahre vor dem Abitur fühlte ich mich eingeengt von Eltern und Lehrern, sehnte mich nach Freiheit. In Überlingen blieb ich, bis ich neunzehn Jahre alt war, weil ich das Abitur wollte. Weil ich studieren wollte. Sonst wäre ich früher in die Welt hinausgezogen.

Ich hatte nie eine besondere Begabung, aber die meisten Schulfächer fand ich interessant. Fremdsprachen habe ich immer mit dem Ziel gelernt, sie auch zu sprechen. Nach einem Familienurlaub in der Bretagne begann ich mit zehn Jahren einen Französischkurs mit Begleitkassette. Französisch war die erste Fremdsprache in der Schule. Dann Englisch, Latein, Spanisch. Mit sechzehn Jahren habe ich Bücher entdeckt, als mir mein Vater einen Krimi von Henning Mankell zu Weihnachten schenkte. Seitdem interessierten mich auch die klassische Literatur und der Deutschunterricht. Die präzise Sprache der

Mathematik fasziniert mich schon viel länger, sie bildet einen schönen Kontrast zu den anderen Sprachen. In der Oberstufe begeisterte mich der Geschichtsunterricht. Ich lernte fürs Abitur nur, was ich möchte und was ich als sinnvoll betrachtete. Es war das meiste.

Romanische Sprachen, Bibliothekswissenschaften, Jura, Medizin, Mathematik und Soziologie – all diese Studienfächer kamen in die engere Auswahl. Letztendlich wählte ich ein Wirtschaftsstudium. Von allem etwas: Mathe, Wirtschaft. Die Fremdsprachen könnte ich sicher in einem internationalen Unternehmen einsetzen.

Die Wahl fiel auf BWL an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Nach einem Semester wechselte ich zu VWL: mehr Mathematik, ein globaler Blickwinkel.

Anfangs machte es Spaß, doch die Modelle langweilten mich schnell. Die Prüfungen bestand man meist, wenn man die Modelle mit Zahlen füllen konnte. Ich vermisste, dass die Professoren in der Regel keine Stellung bezogen, nie ihre Meinung zu aktuellen Themen äußerten. Viele erklärten nur Modelle. Einige verwiesen auf ihre Bücher. Ich kaufte die Bücher, wenn ich mir dadurch die Vorlesung sparen konnte.

In der Studienzeit war ich dennoch glücklich: Ich genoss die Freiheit, die ich mir all die Jahre gewünscht hatte. Das Studium forderte mich in den Prüfungszeiten sehr. Dazwischen blieb Zeit für mich, zum Lesen, zum Reisen, zum Engagement im Verein.

Nach vier Semestern bekam ich einen Studienplatz in Barcelona an der Universität Pompeu Fabra. Im Rahmen des Erasmus-Programms für europäische Studenten.

»Da wirst du eh nur Party machen«, sagten mir alle voraus. Ich konnte es nicht mehr hören. Während der sieben Monate Barcelona war ich genau zweimal in einem Club.

Ich genoss es, in Spanien in eine neue Sprache und Kultur einzutauchen. Den Kontakt mit Spaniern musste ich aktiv suchen. Es gelang. Mit meinem Sprachtandem-Partner verstand ich mich blendend, wir unterrichteten uns gegenseitig.

Um mich herum bildete sich eine Clique aus drei Italienerinnen und einer Amerikanerin von der Uni, meinem Sprachpartner und meinen Mitbewohnern, einem Mexikaner und einem Argentinier. Wir verbrachten lustige Abende bei uns in der Wohnung. Ich half meinem mexikanischen Mitbewohner beim Kochen. Wir aßen, lachten und redeten bis in die Nacht.

An der Uni in Barcelona gingen die Vorlesungen nach der Sommerpause bereits im September los, früher als in München. Zudem war das Uni-Jahr in Trimester unterteilt. Da ich ein Problem mit unnützer Arbeit habe, erkundigte ich mich im Voraus genau, welche Kurse ich mir in München anrechnen lassen konnte. Nur die belegte ich. Auf Spanisch und Englisch. Nach zwei Trimestern und sieben Monaten in Barcelona hatte ich bereits alle relevanten Punkte gesammelt. Dem Münchner Studienplan war ich zu diesem Zeitpunkt ein Semester voraus.

Bei aller Zielstrebigkeit: Schneller als in der Regelstudienzeit musste ich mein Studium auch nicht abschließen. Ursprünglich hatte ich zum Auslandsstudium in den englischen Sprachraum gewollt, nicht nach Barcelona. Das holte ich nun nach: Ich fand ein Auslandspraktikum in einer Immobilienagentur in England, das ich direkt an den Spanienaufenthalt anschloss. Drei Frühlingsmonate verbrachte ich in Exeter. Barcelona war ein Traum – für ein paar Monate. Auf Dauer jedoch zu laut, zu groß, zu voll. In Exeter, einer hübschen Stadt im Südwesten Englands, nahe am Meer, nahe am Fluss, fühlte ich mich richtig wohl.

Joe, einer meiner Chefs während des Praktikums, begeisterte mich fürs Unternehmertum und wurde eine Art Mentor für mich. Der Abschied aus Exeter fiel mir schwerer als der aus Barcelona.

Zurück nach München: Teil zwei des Studiums. Angetan war ich von den Inhalten nicht. Aber ich zog das Studium durch. So schnell wie möglich. Ich wollte Karriere machen und keine Zeit verlieren. Der Leitsatz, der mich das Studium nie infrage stellen ließ: »Mit einem Wirtschaftsstudium hat man viele Möglichkeiten.«

Nebenbei arbeitete ich in Marketing und Vertrieb für eine Übersetzungsagentur, die eine Zentrale in Deutschland aufbaute. Ein unternehmerischer Job mit vielen Freiheiten. Nach zwei Jahren fokussierte ich mich auf die Diplomarbeit. Ich schrieb über Währungsunionen. Die Mischung aus wirtschaftlichen, politischen und rechtlichen Aspekten bei der Arbeit war spannend. Wohl der spannendste Teil des Studiums überhaupt. Wenige Tage vor meinem vierundzwanzigsten Geburtstag hielt ich mein Diplom in der Hand.

Endlich bewerben! Ich konnte es nicht erwarten. Das erste Jobangebot lehnte ich ab: bei der Übersetzungsagentur weiterarbeiten. Das kannte ich schon. Entweder wollte ich zu einer großen Firma oder bei einem Start-up einsteigen. Örtlich war ich nicht festgelegt: Ich bewarb mich in ganz Deutschland und im Ausland.

Zu manchen Vorstellungsgesprächen ging ich lediglich, um Routine zu sammeln. Einmal sagte man mir: »Hier ist um Viertel nach fünf niemand mehr im Büro. Work-Life-Balance.« Work-Life-Balance? Ein Unwort. Ich war bereit, alles für eine Firma zu geben, sofern ich dafür vorankommen würde. Einen Job mit Work-Life-Balance wollte ich nicht. Einen reinen Vertriebsjob ebenso wenig. Die Finanzbranche reizte mich. Besonders das Investmentbanking. Wegen der langen Arbeitszeiten, wegen des Einsatzes, den man bringen muss. Diese krasse Welt klang spannend. Ich bewarb mich bei einer renommierten Bank, wurde unerwartet zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Den »Return on Capital Employed« konnte ich nicht ausrechnen, andere Detailfragen auch nicht beantworten. Obwohl die Gespräche mit mir als »sehr interessant« empfunden wurden und ich im Logiktest gut abschnitt, bekam ich eine Absage.

So lief es oft. Überall wurde ich eingeladen. Obwohl mein Profil nicht genau passte, obwohl ich keine einschlägige Erfahrung in der Branche hatte. Mein Lebenslauf klang spannend, Joe hatte mir eine spitzenmäßige Referenz geschrieben.

Doch die Jobs bekam ich nie: Immer gab es jemanden mit Berufserfahrung, den man vorzog. Die Unternehmen

hatten nichts zu verlieren, wenn sie mich einluden. Ich verlor die Geduld.

Die Bewerbungsprozesse in den großen Firmen für die Absolventenprogramme zogen sich über Monate. Zahlreiche Telefoninterviews, oft folgten noch Interviews vor Ort. Ich war inzwischen wieder bei meinen Eltern eingezogen.

Nach fünf Monaten Bewerbungszeit endlich Erfolg: Ich hatte einen Vertrag eines deutschen Rückversicherers und den eines Schweizer Wirtschaftsprüfungsunternehmens auf dem Tisch liegen. Bei einem weiteren internationalen Versicherungsunternehmen sollte drei Tage später die letzte Runde im Bewerbungsprozess für das internationale Traineeprogramm starten, die Chancen standen nicht schlecht.

Doch ich hatte keine Geduld mehr. Einen der beiden Verträge würde ich unterzeichnen. Doch welchen?

Kein Bauchgefühl half mir.

Vier Tage verbrachte ich mit vielen Fragen und Tränen. Dass ich endlich echte Arbeitsverträge vorliegen hatte, bescherte mir kein Glücksgefühl. Niemand konnte mir raten.

Ich entschied mich für Zürich und die Wirtschaftsprüfung, das erste Angebot, das ich bekommen hatte. Ich entschied mich gegen Wiesbaden und die Rückversicherung. Die Menschen dort waren sympathisch, sie hatten sogar auf mich gehofft. Aber sie hatten mich lange hingehalten, das nahm ich ihnen übel. Nachdem ich ihnen abgesagt hatte, war ich traurig, fühlte mich schlecht. Ich zweifelte an meiner Entscheidung, machte sie jedoch nicht rückgängig.

Warum war so lange nichts passiert – und dann gleich zwei Angebote?

Die Vorfreude auf Zürich stieg, nachdem ich eine Wohnung gefunden hatte. Es war einfacher als gedacht. Die Stadt war von Anfang an toll!

Die Ernüchterung kam in der ersten Arbeitswoche. Der Frust nahm zu. Ich hatte einen Chef, dem es Spaß machte, andere fertigzumachen. Solch einen Menschen hatte ich noch nie erlebt. Ich konnte es ihm nicht recht machen, ich konnte

nicht gut sein. Das war am schlimmsten. Die Reisen zu Firmen überall in der Schweiz und Zwölf-Stunden-Tage als Normalfall machten es nicht besser. Die Arbeit, das Fragen nach Unterlagen, Kontrollieren und Prüfen ebenso wenig.

Ich kündigte so schnell wie möglich. Erst nach zehn Monaten war ich draußen. Genauso wie meine drei Kollegen, die mit mir angefangen hatten. Das sagt alles über die Firma. Bis zum letzten Tag hatte ich Angst, dass mir jemand in den Rücken fallen würde. Selbst um ein angemessenes Arbeitszeugnis musste ich kämpfen. Nach zehn Monaten hatte ich Hunderte Überstunden angesammelt. Ich nutzte sie für eine dreimonatige Auszeit. Die Wohnung und das Leben in Zürich genießen. Dazwischen eine Irlandreise. Noch nie war freie Zeit so wertvoll.

Einen neuen Job hatte ich bereits gefunden. In der Wirtschaftsprüfungsfirma gab es nicht nur schlechte Menschen. Der Chef einer anderen Abteilung setzte sich für mich ein. Ich hatte die Wahl zwischen Wirtschaftsprüfung im gleichen Unternehmen in meiner Traumstadt Paris und einem Job in einer Rückversicherung in Zürich.

Ich blieb in Zürich. Der Wechsel nach Paris erschien mir zu riskant.

Es sah gut aus in der Rückversicherung: angenehme Arbeitsbedingungen, Anerkennung, Aufstiegschancen – und ein Privatleben. Ich war glücklich. So hätte es ewig weitergehen können.

Bis jetzt. Alles hat sich geändert.

Ich will in dieser Branche nicht Karriere machen.

Ich will in dieser Finanzwelt keine Karriere machen.

Was mich immer angetrieben hat, ist plötzlich weg.

Komisch.

Was wäre, wenn?

Drei Tage später im Büro. Ich zeichne die Buchstaben des kyrillischen Alphabets auf der Schreibtischunterlage nach. So oft, bis der oberste Papierbogen Löcher hat. Die russischen Wörter habe ich mir aufgeschrieben, um sie nebenbei zu lernen. Mein Gehirn weigert sich heute Morgen, Vokabeln aufzunehmen.

Den Computer habe ich hochgefahren und die Website des *Insurance Insider* geöffnet, ein Nachrichtenportal der Branche. Ich tue so, als würde ich die Nachrichten lesen.

Ich musste mich überwinden, zur Arbeit zu gehen. Mehr als je zuvor. Die Motivation ist immer noch weg.

Sie wird nicht wiederkommen. Ich kenne mich gut genug, um das zu wissen. Wer oder was auch immer mich in meiner Freiheit eingeschränkt hat, hat mir rasend schnell die Motivation genommen.

Ich bin selbst erstaunt, wie schnell das passiert ist.

Was, wenn ich morgen nicht zur Arbeit komme?

Nie mehr komme?

Was, wenn niemand aus der Firma mehr zur Arbeit kommen würde?

Was, wenn es die Firma nicht mehr gäbe?

Es gibt genügend andere Rückversicherer, die um die Anteile bei den Erstversicherungsunternehmen kämpfen. Kapital gibt es genug. Mehr als genug. Die Zentralbanken überschwemmen den Markt mit frisch gedrucktem Geld.

Man spielt gegeneinander und gleichzeitig miteinander. Versicherer und Rückversicherer treffen in den Verhandlungen aufeinander, jeder möchte viel Geld machen. Die Rechnung kann nicht aufgehen. Es ist eine Wette. Ein Spiel.

Es wird gezockt. Für die sofort fällige Prämie geht der Rückversicherer schon mal ein Risiko ein, das mehrere Jahre besteht. Im nächsten Meeting kann man mit den eingeholten Prämien prahlen. Und wenn tatsächlich ein Schaden eintritt, ist man vielleicht längst woanders.

Sollte es einmal richtig krachen, dann sitzen alle in der gleichen Luxusjacht. Dann hält man zusammen. Die Finanzbranche gegen den Staat oder die Staaten. 2008 hat es geklappt. Paradoxerweise hat die Branche sogar zusätzlich staatliches Geld bekommen. Unfassbare Beträge. Nun darf sie weiterspielen.

Doch die richtig goldenen Zeiten sind vorbei. Die Zeiten der 1990er-Jahre, als es hohe Zinsen und hohe Renditen gab. Mit

dem angelegten Prämiengeld ließen sich hohe Renditen einfahren. Bis die Blase mit der Finanzkrise 2008 platzte.

Nach der staatlichen Rettungsaktion durfte die Branche weitermachen. Die Regeln der Staaten sind nur minimal strenger als vor der Krise.

Seitdem schiebt man wieder Geld hin und her. Verpackt in komplexe Finanzprodukte. Schließlich soll es nicht jeder verstehen.

Doch jetzt gibt es so gut wie keine Zinsen mehr. Mit dem angelegten Geld lässt sich kaum mehr Rendite erzielen. Die Gewinne sinken. Die Luft wird knapper. Sie könnte irgendwann ausgehen.

Prämien, Anteile, Gehälter, Boni, Beziehungen. Ich will bei diesem Spiel nicht mehr mitspielen. Eine große Show. Ich will nicht mehr Teil dieser Show sein.

Was wir tun, schafft keinen Mehrwert für irgendwen, keinen Mehrwert für die Gesellschaft. Im Gegenteil.

Ich kann nicht mehr. Mittagspause. Ich gehe laufen.

Laufen

»Joggen« stand schon immer in meinem Lebenslauf. Rückblickend ist mir das peinlich. Läuferin bin ich erst seit zwei Jahren.

Als Teenager hatte ich es alle paar Monate in einem Anfall von »Ich-muss-abnehmen« mit Joggen versucht. Maximal zwanzig Minuten bin ich »gejoggt«. Einmal hat mich ein Walker überholt.

Figur und Kondition haben sich nicht verändert.

Vor zwei Jahren besuchten mich meine Eltern.

»Ich war heute megaweit laufen. Bestimmt eineinhalb Stunden«, prahlte ich beim Essen.

»Wir waren heute auch laufen«, sagte meine Mutter.

»Mitte Oktober laufen wir den Halbmarathon in Bräunlingen. Du bist herzlich eingeladen«, sagte mein Vater.

»Einen Halbmarathon?«

»Ja.«

»Wie weit ist das noch mal?«

»Gut zwanzig Kilometer.«

»Ich weiß nicht ...«

Ein Halbmarathon. Undenkbar.

Könnte ich mich in zehn Wochen so weit bringen?

Das Ziel Halbmarathon lag unglaublich weit weg. Ich trainierte.

Wie immer wächst die Fortschrittskurve am Anfang exponentiell. Mein untrainierter Körper wurde schnell merklich fitter.

Das motivierte mich. Ich trainierte weiter. Kaufte eine Pulsuhr, zwei Paar Laufschuhe und Laufkleidung von der Unterhose bis zur Mütze. Das motivierte noch mehr.

Ich maß die »megaweite Strecke« ab, von der ich meinen Eltern erzählt hatte. Neun Kilometer. Mittlerweile lief ich sie in knapp einer Stunde. Sie wurde die Abendrunde nach der Arbeit, an der Glatt entlang zum Flughafen und auf der anderen Flussseite zurück.

Gleichzeitig begann ich im Fitnessstudio mit Krafttraining. Ich kaufte mir alle Laufratgeber und Bücher, die ich finden konnte.

Ich las und sprach nur noch übers Laufen.

Einmal wöchentlich absolvierte ich ein Intervalltraining.

Ich schloss mich einem Lauftreff an. So gern ich allein durch die Gegend trabte, auch das Laufen in der Gruppe machte Spaß. Erfahrene Läufer gaben mir Tipps und Anregungen.

Ich steigerte die Umfänge. Den ersten langen Lauf machte ich auf dem Laufband. Zur Sicherheit. Denn was, wenn ich Kilometer von daheim entfernt schlapp mache? Ich lief achtzehn Kilometer in genau zwei Stunden.

Beim nächsten langen Lauf traute ich mich in die Natur.

Der Halbmarathon in Bräunlingen war ein Erfolg. Nach zwei Stunden, vier Minuten und vierzig Sekunden kam ich ins Ziel. Meine Eltern erwarteten mich bereits. Es war pures Glück.

Für eine Prüfung alles zu geben – das kannte ich aus Schule, Studium und Beruf. Körperlich alles zu geben – eine komplett neue Erfahrung. Eine grandiose Erfahrung!

Ich war nicht zu bremsen. Ich lief mehr. Weiter. Schneller.

Schon im nächsten Frühjahr wollte ich einen Marathon laufen. Der Arzt riet mir ab: zu früh. Ich wartete bis zum Herbst, bis zum Jungfraumarathon. *Der Herbstmarathon* in der Schweiz. Ein Bergmarathon mit vielen Höhenmetern.

»Wie ein Halbmarathon mit einer Bergwanderung im Anschluss«, meinten mehrere Läufer aus dem Lauftreff. Sie sagten auch: »Ein Bergmarathon eignet sich wunderbar als erster Marathon. Da für das Bergauflaufen andere Muskeln als für das Laufen auf ebener Strecke tätig sind, erholt man sich von einem Bergmarathon viel schneller als von einem Straßenmarathon.«

Mein nächstes Ziel stand fest. Berge waren keine Hindernisse mehr, sondern Trainingsgegenstände. Zur Vorbereitung nahm ich an einem Berglauf-Camp im Engadin teil. Wer mir ein Jahr zuvor erzählt hätte, dass ich meinen Sommerurlaub freiwillig laufend in den Bergen verbringen würde, den hätte ich für verrückt erklärt.

Auch der Jungfraumarathon war ein Erfolg. Ich platzte fast vor Stolz und Glück.

Ich lief weiter. Für mich allein. Bei Wettkämpfen. Im Lauftreff. Mit verschiedenen Arbeitskollegen. Mit meiner Freundin Susi.

Vor wenigen Monaten lief ich den ersten flachen Marathon: den Zürichmarathon. Ich trainierte härter denn je. Ursprünglich wollte ich schneller als drei Stunden und dreißig Minuten laufen. Das Ziel gab ich im Training auf, ging es konservativ an, lief den Marathon in 3:42. Glücklich. Leicht. Problemlos. Wieder ein neues Erlebnis, wieder war ich glücklicher als nach jedem Lauf davor.

Das Laufen gab mir viel. Als Läuferin fühlte ich mich in meinem Körper wohl. Zum ersten Mal in meinem Leben fand ich mich nicht »zu dick«, wenn ich in den Spiegel schaute. Ich aß wenig. Rückblickend bedenklich wenig. Nachdem ich zehn Kilo abgenommen hatte, aß ich wieder normal, allerdings ohne dabei zuzunehmen.

Ich genieße das Laufen. Das Lebensgefühl Laufen.

Nicht normal?

Juni 2014. Letztes Wochenende hatte ich meine Mutter eingeladen.

Wir waren joggen. Wir haben Bern besichtigt, beide mit Sommerkleid und Hut, der vor der ungewöhnlich kräftigen Junisonne schützte. Abends saßen wir auf dem Balkon, ich habe Spargel gekocht.

Es wäre alles so perfekt gewesen. So einfach. Die Leichtigkeit des Sommers, die Schönheit des Lebens genießen.

Wäre.

Hätte.

Hätte ich meiner Mutter nicht eröffnet, dass ich meinen Job kündigen werde.

Ich verdiene gut. Kaufe mir, was ich will, und spare gleichzeitig Geld. Wohne in einer wunderschönen Stadt. In einer eigenen Wohnung. Ich bin unabhängig.

Ich habe mich integriert, habe Schweizer, internationale und deutsche Freunde. Ich bin sportlich und schlank, fühle mich in meinem Körper wohl wie nie.

Mein Leben war bis vor wenigen Monaten perfekt. Ich war glücklich. Es hätte ewig so weitergehen können ... jetzt nicht mehr.

Ich kann nicht anders.

Der Karrierewunsch ist auf den Boden gekracht. Der Sinsonkel, auf dem er stand, hat sich aufgelöst. Plötzlich weg.

Ohne Job kann ich mir Zürich nicht leisten. Wahrscheinlich muss ich diese Traumstadt mitsamt dem Traumleben hinter mir lassen.

Es ist hart. Es wird mir schwerfallen. Aber es muss sein.

Ich kann nicht anders.

Meine Mutter fragt sich seit meiner Kindheit: »Warum kann meine Tochter nicht normal sein?«

Manchmal frage auch ich mich: »Warum kann ich nicht normal sein?«

Warum habe ich mich nicht auf den Job in meiner Firma beworben, der mir angeboten wurde? Ich wäre schnell auf-

gestiegen, hätte mehr Gehalt bekommen. Könnte einfach weitermachen und Geld verdienen.

Aber es geht nicht. So ohne Sinn.

Kündigung

Ich ziehe eine weiße Bluse und den schwarzen Hosenanzug an. Dazu die Pumps. Dem Anlass angemessen.

Der Tag wird aufregend. Heute lasse ich die Bombe platzen. Die Rebellin in mir schlägt Purzelbäume.

Stolzen Stöckelschuhschritts betrete ich das Firmengebäude.

»Heute ohne Sportsachen. Was ist los, Sarah?«, fragt die Rezeptionistin.

»Ruhetag ...«, sage ich.

PC starten. E-Mails lesen und nachschauen, ob Arbeit da ist. Kurz darauf kommt mein Chef. Er leitet mir einen Datensatz weiter, den ich bearbeiten soll.

Mehrmals pro Minute richte ich mich auf, um über drei Schreibtische hinweg durch das Großraumbüro zu blicken. Ist der CEO schon da? Noch nicht. Ich frage die Sekretärin. Er soll heute noch kommen. Ich bitte um ein Gespräch. Dringend.

Zurück auf den Platz. Auf dem Bildschirm blickt mir die Sinnlosigkeit in die Augen. Ständig sehe ich auf.

Um 11.02 Uhr betritt er das Büro. Er grüßt, setzt sich an den Schreibtisch.

Um 11.31 Uhr nähert sich die Sekretärin, spricht mit ihm.

Um 11.33 Uhr kommt der große, kräftige Mann mit Anzug und Krawatte auf mich zu.

»Du wolltest mich sprechen?« Er bleibt neben meinem Schreibtisch stehen.

»Ja, bitte unter vier Augen.«

Mein Herz klopft schneller.

In dem kleinen Konferenzraum mit hellem Holztisch und holzvertäfelten Wänden, vier Kippstühlen und dunkelblauem Teppichboden saßen wir bereits vor gut einem Jahr. Als die Boni verteilt wurden. Mein erstes Jahr in der Firma. Angestellte im

ersten Jahr bekommen noch keinen, hatte es geheißen. Umso erstaunter war ich, als der CEO an diesem Tag zu mir sagte, ich solle mitkommen. Den ganzen Tag über verschwand er mit einzelnen Kollegen für wenige Minuten im Konferenzraum. Noch erstaunter war ich, als er mir eröffnete, ich würde einen Bonus bekommen. Aufgrund meiner Leistung. Es war wahrscheinlich der niedrigste Bonus in der Firma, dennoch war ich die glücklichste Mitarbeiterin, vielleicht sogar die einzige glückliche, denn die Stimmung in der Firma war nicht gut: Letztes Jahr waren die Boni höher ausgefallen.

Ein paar Tausend Franken. Einfach so. Wahnsinn. Die Zeiten sind wohl für immer vorbei ...

»Ich kündige. Zum nächstmöglichen Termin.«

Mein Gegenüber röhrt sich nicht.

»Warum?«, fragt der CEO nach zehn Sekunden.

»Ich will nicht mehr in dieser Branche arbeiten. Ich will was ganz anderes machen. Was wir hier machen, das bringt doch niemandem etwas.«

»Du willst sagen, dass es die Rückversicherer nicht braucht?« Seine laute Stimme erfüllt den Raum.

»Nein, das nicht. Aber nicht in dieser Form. Es gibt genügend Rückversicherer, es gibt genügend Kapital ... Wir schaffen keinen Mehrwert für irgendwen.«

»Ich gehöre jetzt nicht zu den ganz Sozialen ... Aber so pauschal kann man das doch nicht sagen. Rückversicherer sind wichtig. Wir tragen die Risiken unserer Kunden und sind eine wichtige Säule des Wirtschaftssystems«

»Ich glaube, dass sich unser Finanzsystem komplett ändern muss.«

Es bringt nichts. Wir diskutieren in zwei Paralleluniversen. Ich hätte es wissen können.

Der CEO springt auf und stürmt aus dem Raum. Ich gehe zurück an meinen Platz. Beobachte, wie er seiner Sekretärin einen Stapel Akten in die Hand drückt und sie anfährt.

Mittagspause. Ich gehe am See spazieren.

Nach der Mittagspause.

»Ich habe gerade gekündigt«, sage ich zu meinem direkten Vorgesetzten.

»Okay ...« Er wartet darauf, dass ich sage, es sei ein Witz.

Ich lächle ihn entschuldigend an.

»Hat nichts mit dir zu tun. Ich will was ganz anderes machen.«

»Wie lange bleibst du noch?«

»Bis Ende September. Ich wollte es dir zuerst sagen. Jetzt den anderen.«

Wanderung durch das Großraumbüro. Eine Rundtour auf dem Stockwerk, auf dem die Schreibtische in Vierereinheiten zusammengestellt sind.

Erste Haltestelle.

»Ich habe gerade gekündigt«, sage ich stolz.

Vier Köpfe drehen sich zu mir.

»Echt?«

»Ja.«

»Und was machst du jetzt?«

»Alles offen. Auf jeden Fall was ganz anderes. Vielleicht eröffne ich ein Café oder Restaurant. Oder ich mache eine Ausbildung zur Fitnessstrainerin. Oder ziehe mich auf eine einsame Hütte zurück und laufe ...«

»Alles Gute!«

Das macht Spaß! Ich stolziere weiter zur nächsten Haltestelle. Die vier Leute in diesem Schreibtisch-Eck haben bereits mitgehört.

»Ich habe gerade gekündigt!«

»Schade«, sagt mein Exchef von der ersten Traineeestation.

Ich sage nichts.

»Und jetzt?«

»Ich weiß nicht. Kann mir viel vorstellen, aber nichts in der Branche. Lass uns bald mal zusammen Mittagessen gehen, dann mehr.«

Dritte Haltestelle. Bei meinen beiden Exchefs von der zweiten Station des Traineeprogramms.

Tief durchatmen.

»Ich habe gerade gekündigt«, sage ich stolz. Als hätten sie es über die drei Meter Entfernung nicht mitgehört.

Der eine schaut mich an, als wäre ich verrückt.

Der andere meint: »Selbstständigkeit kann ich mir bei dir sehr gut vorstellen. Aber in der Gastronomiebranche?«

Schnell weiter. Den Underwritern habe ich es gesagt. Nun die Aktuare, Prozessmanager, Buchhalter ...

»Ich habe gerade gekündigt«, sage ich stolz.

Ich liefere sofort nach, dass ich nicht weiß, was ich tun werde.

»Wie mutig! Mit Familie kann man sich so was nicht trauen.«

Ich nicke und gehe weiter.

»Mega! Ich kann dich so verstehen«, sagt eine Kollegin in meinem Alter. »Voll spannend ... Ich würde auch am liebsten eine Berghütte bewirtschaften oder Surflehrerin werden. Vielleicht mache ich das bald!«

Als Letztes gehe ich zur Personalabteilung, überreiche die schriftliche Kündigung.

Voller Adrenalin setze ich mich zurück an den Schreibtisch.

Am frühen Abend stöckle ich aus der Firma hinaus, verabschiede mich von der Rezeptionistin. Alles wirkt wie immer. Und ist doch ganz anders: Bald bin ich nicht mehr Teil dieser Firma.

Ich bin frei! Ich bin auf diesen Job nicht mehr angewiesen, kann meine Kritik am System offen äußern. Die Freiheit fühlt sich gut an. Am liebsten würde ich es in die Stadt hinaus schreien.

Stattdessen gehe ich nach Hause, dann eine Runde laufen. Danach falle ich erschöpft ins Bett.

In den kommenden Wochen erledige ich meine Arbeit weiterhin gewissenhaft. Mein direkter Vorgesetzter ist zufrieden. Er legt mir keine Steine in den Weg. Das war in der Wirtschaftsprüfungsfirma anders.

In den Mittags- und Kaffeepausen treffe ich eine Reihe Kollegen. Im Zwiegespräch kann man ehrlicher sein.

Die Kollegen in meinem Alter verstehen mich fast alle. Sie finden mich mutig und konsequent, viele äußern ihre eigenen Zweifel. Wir sprechen von Lebensträumen und konkreten Plänen.

Denen, die zwanzig bis dreißig Jahre älter sind, muss ich mehr erklären. Und weniger kommt an.

Ist am Begriff »Generation Y« doch was dran? Die zwischen 1980 und 2005 Geborenen: »Generation Why«. Sie hinterfragen bestehende Systeme, wollen einen Sinn in ihrer Arbeit finden. Gleichzeitig wollen sie sich selbst verwirklichen. Statussymbole wie Autos sind ihnen nicht wichtig. Vielmehr ein glückliches Leben. Auch wenn ich mich nicht gern gruppieren lasse, erkenne ich mich in dieser Beschreibung wieder. Die Reaktionen meiner gleichaltrigen Kollegen und Freunde scheinen das zu bestätigen.

Ab und zu kommt sie hoch. Die Frage. Was mache ich in drei Monaten? Ich habe keinen Plan. Paniksekunden. Dann bin ich wieder erstaunlich gelassen. Ich bin mir hundertprozentig sicher, dass ich nicht in der Finanzbranche bleiben will.

Joe

Eine Mail von Joe! Vor einer Woche hatte ich ihn kontaktiert und um Rat gebeten. Heute Nacht um 3.16 Uhr kam seine Antwort.

Ich öffne die Mail und scrollle, scrollle, scrollle. Es die wohl längste persönliche E-Mail, die ich je erhalten habe.

Während meines Praktikums in Exeter hatte mir Joe als einer der Agenturinhaber gleich am Anfang ein eigenes Projekt übertragen: Ich sollte eine Broschüre mit Informationen zum Kauf und Verkauf von Immobilien erstellen. Eine lang gehegte Idee von Joe, für deren Realisierung ihm die Ressourcen gefehlt hatten – bis ich in der Agentur anfing.

Ich plante, designte und fotografierte pausenlos. Zudem rief ich Leute an, vereinbarte Treffen und verkaufte Anzeigen für ein Produkt, das es noch nicht gab. Immer noch unglaublich für mich: Es funktionierte! Kurz vor Anzeigenschluss kaufte ein Bad- und Küchendesigner die Innenseite des Magazins als Werbefläche. Er gab dafür mehrere hundert Pfund aus und finanzierte einen erheblichen Teil der Druckkosten. Ich hatte den Baddesigner nicht einmal persönlich getroffen.

Joe schrieb die Inhalte für die Broschüre, die wir im Anschluss gemeinsam überarbeiteten.

Das Ziel vor Augen, steckte ich meine ganze Energie und fast die komplette Freizeit in dieses Projekt. Für ein Wochengehalt von lächerlichen dreißig britischen Pfund. Die Chance, selbst etwas zu schaffen, fühlte sich einfach zu gut an.

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.

1. Auflage 2025

© 2025, 8 grad verlag GmbH & Co. KG
Sonnenhalde 73 | 79104 Freiburg
www.8gradverlag.de | info@8gradverlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung, Layout und Satz:

Julie August, Buenos Aires/München

Umschlagmotiv: Ausschnitt aus »Frühlingslandschaft« (1901)

von Paula Modersohn-Becker © akg-images

Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro und der Brown

Lektorat: Marion Voigt, Zirndorf

Korrektorat: Stephan Thomas, München

Papier: Werkdruck cream 90 g/m² 1,8-fach

Einbandmaterial: Peyer Peypint Honan 130 g/m²

Herstellung: folio · print & more, Zirndorf

Druck und Bindung: GGP, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-49-8